

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Aus Tirol

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1880

II. Das Land Tirol und die Fremden

II.

Das Land Tirol und die Fremden.

Im Sommer 1877.

Wer in minder feinen Ländern lebt, verliert deßhalb noch nicht die Gabe anderer Völker Artigkeit zu schätzen. So begrüßen auch wir mit Wohlwollen die Courtoisie der österreichischen Südbahn, welche ihren Gästen nicht allein Lokomotivenpfeiff und Wagenrasseln, sondern jetzt auch einen „Almanach“ * bietet, an dessen Erzeugung und Geburt sie selber mitgewirkt. Neu und überraschend ist diese zu Wien vollzogene Kreuzung einer Eisenbahnverwaltung mit der Schriftstellerwelt auch darum, weil anderwärts jene Anstalten nur zu gerne zeigen, wie fern ihnen die Literatur und deren Vertreter stehen.

Der erste schmucke Band des Almanachs beginnt mit einem „Führer“ über den welthistorischen Brennerweg von

* Almanach der Südbahn. I. Fusterthal-Ampezzo. Mit Beiträgen von Heinrich Noë, Johannes Nordmann, G. Seelos, Franz Weller und 15 Holzschnitten nach Zeichnungen von G. und J. Seelos, ausgeführt von R. v. Waldheim in Wien. Nebst einer Karte des Fusterthales. Wien, Verlag von R. v. Waldheim.

Ruffstein nach Ala, sowie durch das jetzt so beliebte Buxerthal bis zum kärntnischen Villach, in dessen Nähe als neues Weltwunder der Dobratsch aufsteigt, um mit Rigi, Salve u. s. w. kräftigt zu wetteifern. Dem „Führer“ folgen zwei feuilletonistische, von trefflichen Holzschnitten begleitete Schilderungen des Ampezzauer Landes und des Eisackthales von Brigen bis Bozen. Diese verdanken wir einem Paar der gewaltigsten Berg- und Alpenfedern, nämlich den H. J. Nordmann und H. Ros, die auch hier wieder ihre gewohnte Meisterschaft entfalten. In der Schilderung des Eisackthales wird wohl Manchen, der einst des Weges gewesen, die freundliche Erwähnung des Elephanten zu Brigen anheimeln; mancher Geheimbündler wird sich auch an den discreten Andeutungen über das herbstliche Leben in der alterthümlichen Stadt Klausen erfreuen. In diesem Nestchen findet sich nämlich seit mehreren Jahren, sobald die ersten Trauben reifen, im Namen Walters von der Vogelweide eine stille, statutenlose Akademie von anspruchslosen Pilgern ein, welche, was Wissen, Geist und Wig betrifft, auch zu mancher andern Akademie nicht gar hoch hinaufzuschauen braucht.

Herr Walter von der Vogelweide ist nämlich, wie sich mehr und mehr herausstellt, nicht weit von der Stadt auf dem Vogelweider Hof bei dem Dorfe Laien geboren und des Herrn Leutold von Seben, der auf der Burg ober Klausen saß, gar guter Freund gewesen. Beide Namen, beide Sänger und Helden, verbreiten einen ritterlichen Zauber über die herrliche Gegend, in der jetzt allerdings

nur Bürger und Bauern wohnen. Sie führen auch den dortigen Wirthshäusern, namentlich dem Lamm zu Klausen, viele gute Gäste zu, so daß man wirklich, was ihr in Tirol viele Anhänger verschaffen könnte, auch von einem materiellen Nutzen der Dichtkunst sprechen dürfte. Vielleicht kommen die jetzigen tirolischen Dichter, wenn sie ebenso vortheilhaft wirken, in sechshundert Jahren auch noch zu Anerkennung und Ehren.

Die neuere Gesittung hat in die alte Reihe eine neue Christenpflicht gestellt, welche unser Heiland unter die leidlichen Werke der Barmherzigkeit aufzunehmen vergessen hat, nämlich: die Langweiligen unterhalten. In dieser Richtung zeigt sich der Almanach christlicher als alle anderen Lehrer und Führer der Touristenwelt, als Bädeder, Tichudi, Berlespich, Trautwein und andere verdienstvolle Männer dieses Zweigs. Sie alle lassen nämlich ihre Pflegebefohlenen gerade bei nassem Wetter so recht im Trocknen, und da die gebildeten Wirthe und Gastgeber in Tirol ihre Bildung meist im Kopfe mit sich herumtragen und nur selten, wie Herr Haus Heiß zu Brigen, eine ausgewählte Hausbibliothek besitzen, so verfällt der eingeregnete Wanderer, wenn er nicht, was ihm Andere auch oft übel nehmen, Lyrische Reisen schreibt, gerade in jene Melancholie, die er auf seiner langersehnten Erholungsreise loswerden wollte. Darum, d. h. um diese zu vermeiden, hat die menschenfreundliche Verwaltung der Südbahn dem Almanach auch fünf Novellen beigelegt, mittelst deren der angeplätzerte Fremdling wenigstens fünf Regen-

tagen oder, wenn er sie zweimal liest, einer ganzen nassen Woche trocken kann.

Die erste derselben ist eigentlich nur eine kurze, von Herrn Ignaz Seelos gut geschriebene Erinnerung an die Zeiten, da man in Tirol, wie in der ganzen Christenheit, ohne einige verbrannte Hexen nicht auf der Höhe der Zeit zu stehen glaubte. Hat man sich aber jetzt diese damals von bester Seite empfohlene, hoch angesehenen Übung angewöhnt, so kann man vielleicht auch noch andere ähnliche Schrullen ohne Schaden ablegen.

Die ungenannten Verfasser der vier folgenden Stücke sind gewiß nicht sehr alt, aber sehr talentvoll. Gerade einige jugendliche Unvollkommenheiten verleihen ihren Schöpfungen den duftenden Reiz ephebischer Frische. Der schöngeistigen Lectüre schon lange entfremdet, wage ich es allerdings nicht, sie kritisch anzulaufen, sie mit andern zu vergleichen, sie neben, über oder unter diese zu stellen, sondern spreche nur in hinfendem Gleichniß aus: daß sie sich so angenehm und süß verpeisen, wie die besten Apfelmüchlein des Etshlands, und dieß ist nach meinem Geschmack ein Zeichen von großer Schmachhaftigkeit.

Die zweite der Novellen führt den weisevollen Titel: „Ein Blutzuge von 1809“ — was uns aber nicht verhindern soll, dem unbekanntem Herrn Verfasser einen wohlverdienten Rasenstüber zu ertheilen. Es ist die bei Staffler (II, 2, 357) zu findende Geschichte vom alten Tharerswirth zu Ollang im Buserthal, welcher am Thomastag 1809 zu Bruned in Gefangenschaft geworfen wurde, weil

sein Sohn, der zu den „Rebellen“ gehalten, nicht auszuspiiren war. Der französische General — Broussier hieß das Scheusal — bedrohte den Alten mit dem Tode, wenn sich der Junge binnen drei Tagen nicht stellen würde. Der Junge vernahm dieß, eilte aus seinem Versteck herbei und lieferte sich den Franzosen aus. Diese gaben nun zwar den Vater frei, warfen aber den Sohn in Ketten. Nach einigen langen Wochen verlasen sie ihm das Urtheil: daß er vor seines Vaters Haus erschossen und dort zum Schrecken der Gegend an einem Galgen aufgehängt werden solle. Sein junges Weib und seine stammelnden Kinder fielen dem General zu Füßen, allein es half nichts. Die einzige Gnade, die sich jener abringen ließ, bestand darin, daß der Schauplatz vor das Dorf verlegt wurde. Da wo der brave Junge sein Leben lassen mußte, steht jetzt noch eine kleine Capelle, auf deren Vorderwand ein gleichzeitiger Maler dargestellt hat, wie der Arme erschossen wird.

Daß der Verfasser diesen historischen Vorgang nach Ort und Zeit etwas veränderte und in seiner Weise zu verschönern suchte, wäre leicht hinzunehmen; aber daß er die ganze Schmach von den Franzosen auf die Deutschen überträgt, ist doch schände. Für den genau bezeichneten französischen General Broussier stellt er nämlich einen — bairischen auf, dem er aber glücklicherweise keinen Namen gibt. Eine solche Verlegung der Gräuelthat würde selbst Felix Dahn kaum zugeben, obgleich dieser sonst in historischen Tragödien, Balladen und Romanen der Historie die schönsten Schnippchen schlägt, ja sogar die bekannte Geschichte

von Herzog Friedel zu Landeck auf den König Alfred von England übertragen hat. Daß ein beliebiger Novellist, der einen Wütherich bedarf, immer ohne Umstände einen bairischen General zu leihen nehme, scheint von der Poesie ebensowenig gefordert, als von der Geschichte erlaubt zu werden. Derlei Schwachheiten könnten nicht allein die gesammte bairische Generalität, sondern jeden wahrheitsliebenden Bajwaren, wenn nicht gegen die Südbahn, so doch gegen den Almanach einnehmen. In ganz München erwartet man daher, daß die zweite Auflage die unerläßliche Berichtigung sicher bringen werde. Dem Autor wird diese um so leichter werden, als er, ohne die angenehme Melodie seines Sylbenfalles zu stören, überall für „Baiern“ nur „Franzosen“ setzen darf. Bei dieser Gelegenheit sollte der Verfasser aber auch die Stelle streichen, die dem armen Donay nachsagt, er habe den Sandwirth verrathen. Diese üble Nachrede ging ursprünglich von dem Freiherrn von Hormayr aus, der solche Sachen nie genau nahm. Staffler hat aber jenen schon vor dreißig Jahren von dem grundlosen Verdacht gereinigt. Daß solche bössartige Klatschereien gar nicht mehr aus der Leute Mäulern zu bringen sind!

Die dritte Geschichte: „Auf dem Kunkelstein“ ist einfach, aber äußerst zierlich. Den märchenhaften Zauber, den eine elegante, aber räthselhafte, von Jugend und Schönheit getragene Frauengestalt, die zwischen Lorbeeren und Myrten, durch alte Thorbogen und malerische Burgtrümmer in der Morgensonne einerschwebt, auf einen

jungen Tränmer zu Runkelstein hervorbringen muß, diesen Zauber hat der Verfasser unnachahmlich geschildert. Es scheint seine Specialität zu sein.

Schade daß wir schon so viele Worte aufgewendet haben und darum jetzt an den beiden letzten Stücklein fast stumm vorübergehen müssen. „Das Benediger Männlein auf der Michelsburg“ ist glücklich erfunden, sehr spannend erzählt und führt zu einem wohlthuenden Schlusse; „Die letzten Ortenburger“ dagegen, die letzte der Novellen, eiden grauenhaft, so daß dem Leser, gerade wenn er mit dem Büchlein fertig ist, gleichsam eine gesprungene Saite in's Gesicht fährt. Darüber ist mit dem Autor nicht zu rechten, denn es muß auch traurige Novellen geben; allein aufrichtig gesagt, scheint das Verhältniß von drei düsteren zu zwei heiteren Geschichten dem mehrerwähnten Regenwetter nicht ganz zu entsprechen, denn da dieß allein schon trübe stimmt, so dürften wohl die meisten Leser für ein künftiges Uebergewicht der fröhlichen und erheiternden Elemente eintreten.

Während aber dieser Almanach vielen gebildeten Tirolomanen zum herzerhebenden Genuße dienen, zugleich aber auch dem Herrn Pauli in der Klaus, der Frau Muracher zu Ruffstein, der Frau Bäremwirthin zu Hall, dem Herrn Elephanten zu Brigen, dem Herrn Lampfwirth zu Klausen und zahllosen anderen guten Seelen beiderlei Geschlechts, die sich in Tirol die Hospitalität zum christlichen Beruf erwählt, als ein freundliches Angebinde der Südbahn, als verheißungsvoller Vorläufer vieler nach-

ziehender, mit guten Wechselln versehener Touristen gelten wird, dürfte dagegen das „Tiroler Volksblatt“, welches in Bozen herauskommt, unverzüglich in den tiefsten Mißmuth verfallen. Schon neulich konnte es eine große Aufregung nicht verbergen, als es der ersten Nummer jenes Prachtwerkes begegnete, welches jetzt die Herren Gebrüder Kröner zu Stuttgart nicht allein zu eigenem Nutz und Frommen, sondern noch viel mehr zur Ergözung und Erbauung kunst- und naturliebender deutscher Herren und Frauen unter dem Titel „Unser Vaterland“ herausgeben und von den Alpen bis zu den nordischen Meeren entsenden. „Wir fragen den Staatsanwalt“, sagte damals das Volksblatt, „ob er Kenntniß hat von jenem „Hauptschatz für das deutsche Volk“, betitelt „Unser Vaterland?“ — — Wenn die deutschen Württemberger Oesterreich ihr Vaterland nennen und diesbezügliche Nachwerke, vortrefflich ausgestattet, zu uns hereinsenden, so grenzt dies an hochverrätherischen Irrthum.“ (Ein Hochverrath aus Irrthum wäre zwar ein criminalistisches Mirakel, aber in diesen Köpfen entsteht mancher Gedanke, der anderswo nicht gedacht werden kann. Uebrigens sieht man deutlich, daß das Volksblatt die Herren Kröner gern erschießen ließe wenn sie einmal nach Tirol kämen.) „Wir gehören nicht zu Deutschland und Deutschland nicht zu uns.“ Da aber die deutschtirolischen Oeriker, wie überhaupt alle Deutschtiroler, entweder baierischen oder schwäbischen, also deutschen Ursprungs sind, so werden sie sich hart thun, wenn sie etwa bei anderen Nationalitäten unterkriechen

wollen. Ist auch fraglich ob eine solche — vielleicht die Tschechen ausgenommen — sie aufnehmen würde. Was aber die Württemberger betrifft, so zeigen gerade die schwäbischen Oberinnthaler in höchst auffallender Weise, daß sie mit jenen von demselben Stammvater Suevus ausgehen und daher deren Brüder sind. Deßwegen darf man aber noch lange nicht fürchten, daß die Landecker und Zimster plötzlich die württembergische Fahne aufhissen, daß die württembergischen Heere marschiren und daß das Oberinntal eine schwäbische Secundogenitur werde!

„Uebrigens zeigen auch die Namen derer, welche zu dieser Verdeutschung Oesterreichs mitzuschreiben und zeichnen, wie gut bei diesem neuen deutschen freien Subscriptionswerk — „Unser Vaterland“ genannt — die Landesreligion und altehrwürdige Sitten und Gebräuche wegkommen werden. Darum aufgepaßt!“

Was nun die Schreiber betrifft, so sind dieselben sämmtlich in der katholischen Religion erzogen, und einer oder der andere stellt sich zum jetzigen Katholicismus nur deßwegen etwas schief, weil ihm dieser zwar ganz römisch, aber sonst mehr heidnisch als christlich scheint. Unter den Zeichnern ist freilich der Rädelshörer, Herr Richard Püttner, ein unheimlicher Sachse, aus dem Niemand klug wird, da er bald einen Wasserfall höchst katholisch, bald eine Ruine echt protestantisch auffaßt, hin und wieder auch ganz confessionslose Alpenweiden und Viehheerden zeichnet. Leider kann man ihm als Künstler nichts anhaben, da er alles ganz vortrefflich macht. Der Landesreligion werden

aber die Herren Gebrüder Kröner, deren Frömmigkeit weit und breit bekannt ist, gewiß kein Leid thun lassen. Man sehe z. B. nur, wie sanft und süß der Judenstein bei Hall mit seinem bedenklichen Wunder behandelt ist. Auch Monsignore Greuter hätte seiner nicht mit mehr Schonung und Devotion gedenken können. Die altehrwürdigen Sitten und Gebräuche aber, sie hat mit Verlaub der Herr Clerus selbst am gründlichsten ruiniert, da er mit seiner erheuchelten Aese die frühere Fröhlichkeit des Volkslebens überall vertilgte, wie man's denn z. B. durch Verbot des Gesanges und des Tanzes bei den Hochzeiten gerade so weit gebracht hat, daß Söhne und Töchter nur noch zuzuschauen haben, wie sich Vater und Mutter in lautloser Völlerei besaufen. Von altehrwürdigen Gebräuchen ist fast nur das Wallfahrten übrig geblieben, bei dem man nüchtern fortgeht, um betrunken heimzukommen, so daß über dessen öconomischen und spirituellen Nutzen die Ansichten auch sehr weit aus einander laufen. Für altehrwürdige Sitten und Gebräuche zeigten die Fremden, weil gebildeter, überhaupt viel mehr Verständniß als die enchorischen Auscultanten und Curaten, die hinter solchem Bauerntrödel nie etwas Wichtiges zu finden mußten.

Die Sache hat aber noch eine andere Seite. Unser liebenswürdiges Tirol war vor etwa zehn Jahren sehr schlecht daran. Im sechzehnten Jahrhundert vielleicht das reichste Land der Welt, hatte es allmählich, was sich nicht mehr vertuschen läßt, unter Mitwirkung des ehrwürdigen Clerus seine Sparpfennige alle verjubelt. Vor zwei-

hundert Jahren etwa kamen die letzten Mahlzeiten vor mit acht complicirten Gängen und acht Maß Wein auf jede Gurgel. Von da ab gab man's billiger. Die Haller, die Innsbrucker, die Sterzinger stellten ihre Gastereien ein und suchten sie durch kirchliche Unterhaltungen zu ersetzen. Ein herabgekommener Adel konnte aus seinen leeren Truhen und seinem schlechten Magen seine ganze Geschichte construiren, ohne historische Studien zu machen. Das Jahr Neun brachte nur neue Schulden, Haus Oesterreich nur neue Steuern. Seitdem nannte sich Tirol öffentlich und mit einiger Ostentation „ein armes Land“, ächzte und stöhnte jahraus jahrein über die unerschwingliche Belastung. Es wollte sehr gern „eine natürliche Festung“ sein, aber nichts bezahlen. Im Oberinntal und in den Seitenthälern, die keine Industrie pflegen, schleppte man sich in der That erbärmlich fort; an der Brennerstraße und im Pusterthal herrschte ein lustiges Fuhrmannsleben, das Abends wieder verzehrte, was der Tag verdient hatte. Nebenher verfolgte der liebe Gott das geplagte Volk über zwanzig Jahre mit Traubensäule und Seidenwürger-Pest — für allerlei Sünden, sagt man, ohne zu wissen für welche. Die wälschen Holzhändler haben das Holz davongeschwemmt und dem entwaldeten Lande nur die Verheerungen der Wildbäche hinterlassen. Kam noch die Eisenbahn dazu und vernichtete nicht allein das lustige Fuhrmannsleben, sondern auch Tausende von Existenzen, die damit zusammenhingen. Die guten Städte Kattenberg, Hall, Sterzing, Klagen stehen nunmehr auf dem Aussterbe-

Stat. Der tirolische Bauernknecht ist jetzt in den Hauptthälern fast verschwunden — man weiß kaum wo er hingekommen — wahrscheinlich in's Ausland oder als Händler in die Stadt. Seine übergebliebenen Reste sind aber in ihren Forderungen so unverschämt geworden und — von hundertfünfzig Feiertagen unterstützt — so faul, daß eigentlich „alles aufhört.“

Wer ein größeres Gut mit fremden Dienstboten zu bewirtschaften hat, ist verloren; nur das arme Bäuerlein, das es auf ein Duzend Kinder gebracht und mit diesen arbeitet, kann noch gedeihen. So stuzen denn neuerlich die Wälſchen myriadenweise in das Land und übernehmen billig alle Dienste in Haus und Feld. Im Bahnhof zu Kuffstein kann man sich jetzt fragen, ob man nicht schon mitten im Trentino sei. Schon vor Jahren hörte man daher vernünftige Leute sagen: „Wenn wir nicht verhungern und verwälſchen sollen, so können uns nur die (deutschen) Fremden retten!“

Die „Kirche“, die ja alles kann, warum bemüht denn sie sich nicht, das Volk wohlhabend zu machen und bei seiner Nationalität zu erhalten? Jetzt überläßt sie's gar den „Luttrischen“ oder, wie man neuerlich sagt, den „Preußen!“ Ein armseliger Unsinn, der voriges Jahr als Broschüre erschien, denuncirt den Alpenverein als preußische Propaganda, weil er mit deutschem Geld in Tirol die Wege und Stege und Schutzhütten baut. Warum baut sie denn das anonyme Cavalierchen, dem man das Schritchen zuschreibt, nicht auf eigene Kosten? Wenn die

tirolische Dürftigkeit nur halbwegs bei häuslichen Ehren erhalten wird, so dürfte sie wohl dem Alpenverein ein gar schönes Vergelt's Gott sagen. Der Alpenverein, die Landesbeschreibungen, die Reisehandbücher, der Almanach der Südbahn mit seinen Geschichten und Bildern, das sind lauter rettende Planken, für welche die Landesfinder nur dankbar sein dürfen.

„Freilich die Luttrischen! Jetzt kommen sie daher, bauen sich da und dort die niedrigsten Landhäuser, trinken weniger und lesen mehr als wir, sind gebildeter, unterrichteter und sprechen „nach der Schrift“, haben liebenswürdige feine Frauen und wohlherzogene Töchter, die oft mehr wissen als der Pater Seraphin, vielleicht noch mehr als der Pater Celestin — wo sollen denn wir hinkommen mit unsern altehrwürdigen Sitten und Gebräuchen, mit unsern Litaneien und unserer Naivetät?“

Wo ihr hinkommt, ist am Ende gleichgültig. Aus diesem Ländchen habt ihr so wenig zu machen gewußt, als unsere Hochwürden aus ihrem Altbaiern. Die Eisenbahn aber ersetzt jetzt wieder, was sie früher verdorben hat. Die Tiroler sehen die deutsche Sonne noch immer mit Vergnügen über ihren Bergen leuchten. Sie bringt in Zukunft wohl eine edlere Gesittung und auch viel hochschätzbares Geld mit. Die gelehrten und ungelehrten „Zochen“, die dort noch in so großer Selbstachtung stehen, werden mehr und mehr fossil werden und die ärmsten Thäler an der wandernden Welt ein schmachhaft Brod verdienen. Die tirolischen „Räthsel und Wunder“, die die Eingebornen

so wenig interessiren, werden in den Fremden ihre eifrigsten Pfleger finden. Es wird ein neuer Geist durch das Land gehen, der sich vor dem alten nicht zu schämen braucht. Im Etichland kommt frisches deutsches Blut den letzten Gothen zu Hülfe, die jetzt, wo die Wälshen so hercindrücken, fast verzagen möchten.

Auch in politischer Beziehung hat man die Luttrischen schon verdächtigt, ehe sie eigentlich noch recht im Lande waren. Abgesehen davon, daß unter diesen Luttrischen sehr viele Katholische zu finden sind, ist das ganze Häuflein so fromm und schmiegsam, daß Se. apostolische Majestät an ihren fanatischen Landtagsroblern gewiß schon viel mehr Verdruß erlebt hat, und noch erleben wird, als an ihren „Preußen“, die nur still und ruhig in einem schönen Klima bleiben wollen. Die deutschen Superintendenten mit ihren Frauen und Töchtern werden auch den dortigen Sitten viel förderlicher sein, als die römischen Antonelli's, wenn sie mit allen ihren Freundinnen daher kämen. Und so weiter!

In der letzten Zeit beschäftigten sich die nämlichen Blätter auch mit Betrachtungen über den Niedergang des Protestantismus. Vielleicht geht er nieder, vielleicht auch nicht. Aber wenn, wie man sagt, der Geist die Welt regiert, so wird der jetzige Katholicismus mit seinen Marpinger Wundern und anderen Lächerlichkeiten dieser Art schwerlich an seine Stelle treten.

Obgleich es den „Luttrischen“ keineswegs an Muth gebricht, sind vielleicht doch manche Excellenzen und Magui-

fizenzen, Land-, Commercien-, Medicinal-, Hof- und Geheimrätthe, Natur- und Geschichtsforscher, sowie andere bedeutende Männer mit ihren Gattinnen und Töchtern über jene Rumores, wenn sie zu ihren Ohren gedrungen, etwas schon geworden und gedenken sich vielleicht dem Riesengebirge oder der sächsischen Schweiz zuzuwenden; aber ich, als alter und bewährter Freund des Landes, ich wage es, wenn auch ohne Auftrag, doch mit einiger Aussicht auf Genehmigung, wenigstens der Tiroler Gastwirth, welche, wie schon Freiherr von Hormayr eingeräumt, einen so namhaften Theil der tirolischen Bildung repräsentiren, jene Männer und alle andern ehrbaren Leute mit ihren Gattinnen und Töchtern auch heuer wieder in die rhätischen Alpen einzuladen und ihnen im Namen der gefürsteten Grafschaft Tirol mit dem Heiland zuzurufen: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. Mein Joch ist süß und meine Bürde ist leicht.“ (D. h. mein Wein ist gut und meine Bechen sind erträglich.)

Um Weihnachten 1879.

Das Wort „Aussterbe-Stat“, was da oben zu finden hat in dem freundlichen Hall, dem ich selbst sehr zugehan bin, nicht recht gefallen wollen, denn dort denkt kein Mensch an's Aussterben. Eher hofft man durch die aufblühende Industrie — es sind nämlich wohl ein Dutzend

Fabriken um die Stadt — und den Zuzug der Fremden, der immer bedeutender wird, bald ganz schöne Zeiten zu erleben. Auch die Sterzinger geben sich nicht für verloren, sondern meinen, den Schaden, den ihnen die Eisenbahn geschlagen, durch stärkere Entfaltung ihrer Kräfte nach und nach wieder hereinbringen zu können. Mattenberg (im Unterinntal) ist jedenfalls schlechter daran, wird jedes andere Jahr dermaßen überschwemmt, daß man mit Rähnen in seiner einzigen Straße fährt, und hat den Fremden eigentlich nur drei Zimmer zu bieten, welche vom Lederer Bräu gegen Ruffstein schauen. Der Wettkampf mit dem benachbarten und viel beneideten Brixlegg wird wohl nie zu seinen Gunsten ausfallen. — Klavien endlich erfreute sich in den letzten Jahren während der Herbstmonate eines sehr zahlreichen Besuches und die Mitglieder der „Walter-Academie“ feierten da viele fröhliche Stunden, allein zuletzt wollten sie sich mit den dortigen Stuben auch nicht mehr recht begnügen und bis andere mit Helle und Aussicht hergestellt sein werden, dürfte noch manche Zeit vergehen. Zimmerhin hat sich Herr Rantiocker zum Lamm daselbst durch gute und freundliche Verpflegung um seine Gäste sehr verdient gemacht und sein Gasthof wird sinnigen Freunden der Einsamkeit, melancholischen Dichtern und strebsamen Landschaftsmalern immer als ein stilles, unvergeßliches Eden gelten.